

Predigt über Lk 15,1-7

(3. Sonntag nach Trinitatis - 2.7.2017, Oberkaufungen)

Liebe Gemeinde!

Es ist schon viele Jahre her, da besuchte ich im Krankenhaus einen Mann, der nur noch wenige Tage zu leben hatte. Er freute sich so sehr, dass er bei der Begrüßung mit beiden Händen meine Hand ergriff und sie gar nicht wieder so richtig loslassen wollte.

Seine Niedergeschlagenheit war groß. Er hatte schon lange Probleme mit dem Magen gehabt – und es war über Monate hinweg an ihm herumgedoktert worden, bis dann endlich eine Magenspiegelung gemacht wurde. Zu spät. Hätte man den Krebs eher erkannt, der Mann hätte möglicherweise eine Chance gehabt.

Mich hat seine Verlorenheit damals sehr berührt – und auch seine Freude darüber, noch einmal vom Pfarrer besucht zu werden. Von dem Pfarrer, der ihn bald beerdigen würde.

Wenn der Besuch eines Menschen so gut tun kann, um wie viel mehr kann uns das gut tun, wenn wir begreifen: Gott geht uns nach! Gott sucht uns! Bei ihm gibt's kein „Aus den Augen, aus dem Sinn“.

Jesus erzählt ein Gleichnis, in dem ein Hirte ein Schaf sucht, das ausgerissen ist. Es ist verloren gegangen. Der Hirte sucht es. Er lässt die Herde zurück und macht sich auf die Suche nach dem einen Schaf. Und als er es endlich gefunden hat, trägt er es voller Freude auf seinen Schultern nach Hause.

So ist Gott, sagt Jesus. Er geht uns Menschen nach. Er sucht uns. Er folgt uns – dorthin, wo wir hingegangen sind, dorthin, wohin uns das Leben verschlagen hat, dorthin, wo wir uns vielleicht verkrochen haben: möglicherweise auf Hilfe hoffend,

darauf, dass jemand merkt, wie uns zu Mute ist, und zugleich angstbesetzt, weil wir nicht wissen, wie der andere damit umgeht, was er damit macht – mit seinem Wissen über uns. Und vielleicht schämen wir uns auch. Vielleicht schämen wir uns unserer Schwäche, vielleicht schämen wir uns unserer Niederlage, vielleicht schämen wir uns unserer Sehnsucht. Es gibt so unendlich viele Spielarten von Verlorenheit, in die hinein wir geraten können.

„Ich habe Angst“, schrieb mir einmal jemand. „Ich muss operiert werden – und ich weiß nicht, was dabei herauskommen wird.“

Oder eine Frau, die ihren Mann verloren hatte, sagte: „Ich komme einfach nicht darüber hinweg.“ Sie fühlte sich verloren.

Manchmal ist es auch so, dass wir selbst mit verantwortlich dafür sind, dass wir uns verloren vorkommen - so wie das Schaf in der Geschichte Jesu. Es hätte ja nicht weglaufen müssen. Aber vielleicht ist es gar nicht weggelaufen. Vielleicht war es nur einen kleinen Augenblick unaufmerksam, abgelenkt. Und schon war alles anders als noch Stunden zuvor.

Könnte ich doch nur die Zeit noch einmal zurückdrehen! Kennen auch wir dieses Empfinden? Gäbe es doch im Leben eine Reset-Taste! Könnte ich doch die Entscheidung noch einmal rückgängig machen, könnte ich doch noch einmal anders reagieren als ich es getan habe, könnte ich doch ... Aber die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen. Wir müssen uns dem stellen, was ist. Und wenn es die eigene Verlorenheit ist.

An der Stelle möchte ich das Bild auf mich wirken lassen, das Jesus von Gott malt. Gott als der, der uns in unseren Verlorenheiten aufsucht, der uns keine Vorhaltungen macht, keine Vorwürfe, sondern der nur eines im Sinn hat: uns zu finden – und uns nach Hause zu tragen. Ein – wie ich finde – wunderschönes Bild. Ein Bild, das so manche Gottesvorstellung auf den Kopf stellt.

Wie oft wird Gott als der gesehen, der uns eine Meßlatte vorhält mit dem Ziel uns zu zeigen, was wir zu tun und zu lassen haben. Wie oft wird Gott immer noch als der große Kontrolleur verstanden, der uns mit kritisch-prüfendem Blick beäugt. Wie klein kommen sich Menschen manchmal diesem Gott gegenüber vor, klein und zerknirscht. Doch diese Zerknirschung kann umkippen – hinein in die Aggression: „Gott, wenn ich immer wieder etwas falsch mache, warum hast du mich so unvollkommen gemacht. Ich möchte doch gerne anders leben, aber ich schaffe es nicht. Mir fehlt die Kraft dazu.“ Luther hat lange Zeit so empfunden.

Wie oft haben Menschen auch das Gefühl, Gott kümmere sich nicht um sie. Ihr Ergehen sei ihm gleichgültig.

Was für ein anderes Bild von Gott malt Jesus! Unser Gott ist ein Gott, der uns sucht, der uns nachgeht. Unser Gott ist ein Gott, dem wir so viel bedeuten, dass er sogar – im Bilde gesprochen – weite Wege geht, um uns zu suchen. Einer, der sogar – wieder im Bilde gesprochen – auf die Knie geht, um uns aufzuhelfen und uns aufzuheben. Und der uns, wenn wir vor Erschöpfung nicht mehr laufen können, trägt.

Weite Wege. Es ist spannend, in der Bibel einmal die Stellen nachzulesen, die davon handeln, dass Gott Geduld hat, einen langen Atem. Unser Gott gesteht uns unsere Wege zu. Er gesteht es uns zu, dass wir uns verlaufen, dass wir Umwege machen, dass wir straucheln und fallen. Da gibt es keine Vorhaltungen und keine Vorwürfe, sondern Gott freut sich, wenn wir uns von ihm finden und tragen lassen.

Manchmal sind wir selbst lange Wege gegangen, die uns immer tiefer in irgendeine Verlorenheit hineingeführt haben. Da gibt es vielleicht eine Kindheitserfahrung, die uns geprägt hat, die uns belastet, die als altes Muster in uns ist und uns immer wieder zu schaffen macht. Oder ein Mensch hat uns enttäuscht – und diese Enttäuschung hat ein Misstrauen in uns

wach werden lassen, das wir immer wieder auch auf andere Menschen und Situationen übertragen. Es wühlt in uns. Gut fühlen wir uns dabei nicht.

Weite Wege. Manchmal haben wir uns über einen längeren Zeitraum in etwas verrannt. Manchmal haben wir uns über Jahre hinweg immer tiefer in etwas verstrickt – und wissen nicht mehr, wie wir da heraus kommen sollen.

Ganz gleich, wie weit die Wege reichen, die wir gegangen sind – der Gott, den Jesus uns vor Augen malt, ist ein Gott, der uns hinterhergeht und uns da aufsucht, wo wir sind. Von daher gibt es bei ihm keine hoffnungslosen Fälle. Ja, sogar im Tod ist Gott da – in der tiefsten aller Verlorenheiten. Auch da sucht er uns auf. „Und bettete ich mich bei Toten, siehe, so bist du auch da“, heißt es im 139. Psalm.

Doch zurück zum Gleichnis Jesu. Er erzählt diese Geschichte in einer ganz bestimmten Situation. Er sitzt nämlich zusammen mit Menschen, mit denen die anderen nichts zu tun haben wollen. Er sitzt zusammen mit „Zöllnern und Sündern“. Und das regt die anderen auf. Es regt die Frommen auf, die Gesetzestreuen, die, die deren Leben in geordneten Bahnen verläuft, die, die es ernst meinen: mit dem Glauben. Sie ärgern sich und sagen: „Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen.“ In diese Situation hinein erzählt Jesus das Gleichnis.

Was bei Jesus fasziniert, ist: sein Reden und sein Handeln stimmen überein. Er erzählt von dem Hirten, der dem verlorenen Schaf nachgeht – und das sind bei ihm nicht nur Worte. Jesus handelt auch danach. Er setzt sich zu den Zöllnern und Sündern, geht ihnen nach, sucht sie auf. Und darüber regen sich die anderen auf. Würde Jesus nur Worte machen – na ja, dann würde man ihn als einen Idealisten abtun oder vielleicht als einen Spinner. Aber weil er so handelt wie er redet, erregt er hier Ärgernis, regt er andere auf.

An der Stelle werde ich nachdenklich. Ich denke an unsere Kirche. Ganz selten einmal regt sie Menschen auf. Ganz selten einmal erregen wir als Kirche Aufmerksamkeit. Für viele Menschen ist die Kirche belanglos geworden, uninteressant. Und manchmal frage ich mich, ob das nicht auch damit etwas zu tun hat, dass da zuweilen ein Riss besteht – ein Riss zwischen dem Reden und dem Handeln von uns Christen und von der Kirche.

Merkt man uns das zum Beispiel an, dass wir an einen Gott glauben, der den Verlorenen nachgeht? Gehen auch wir den Verlorenen nach – als Kirche, als Gemeinde, als Pfarrer und Pfarrerrinnen, als Kirchenvorstand, als Mitarbeitende? Schlägt unser Herz für sie? Sind wir bereit, Wege zu gehen – wenn es sein muss auch weite Wege -, um die Verlorenen unserer Tage zu erreichen? Sind wir bereit, auf die Knie zu gehen, um uns – im Bild gesprochen – auf ihre Ebene zu begeben, damit wir ihnen überhaupt begegnen können?

Oder beschäftigen wir uns als Kirche nicht allzu oft allzu sehr mit uns selbst? Ist es nicht oft so, dass wir – anders als der Hirte im Gleichnis Jesu - bei den 99 Schafen bleiben und uns um sie kümmern anstatt dem verlorenen Schaf hinterher zu gehen? Eine mit sich selbst beschäftigte Kirche hat eben nicht mehr die Menschen im Blick, die sich verloren vorkommen oder tief in einer Verlorenheit stecken.

Da, wo Kirche aufhört, sich mit sich selbst zu beschäftigen, wo sie den Blick richtet auf die Menschen, die außen vor sind, wo sie darüber nachdenkt, wie sie verlorengegangene Menschen erreichen kann – oder einfach Menschen in ihrer Verlorenheit -, da ist Kirche lebendig, da fordert sie heraus, da spricht sie an. Und zugleich wird sie bei manchen Unverständnis hervorrufen, Verärgerung. Vielleicht mitunter sogar bei denen, die zu den 99 Schafen gehören, die bei der Herde geblieben sind. „Was kümmert sich der Pfarrer um einen Menschen, der nie in der Kirche vorkommt – und für uns hat er keine Zeit?!“

Letztlich ist das die Frage: Sind wir eine Kirche, die ihre Türe aufmacht, die heraustritt aus den ehrwürdigen Mauern, heraus aus dem Gewohnten und Vertrauten, die sich herauswagt auf fremdes Gelände, die sich auf den Weg macht zu den Verlorenen unserer Zeit?

Oder sind wir eine Kirche, die die Tür nur einen Spalt öffnet und erwartet, dass die da draußen kommen. Das wäre so als ob der Hirte im Gleichnis das Gatter aufgemacht hätte – in der Hoffnung, dass das verirrte Schaf schon irgendwie zurückfindet.

Eine nur wartende, abwartende Kirche beklagt sich, dass nur so wenige kommen, obwohl man sich so viel Mühe macht. Und oft ist diese Klage verbunden mit einem Vorwurf: „Die wollen ja nicht!“

Besser wäre es, offen und liebevoll auf diese Menschen zuzugehen, die nicht kommen – oder nicht mehr. Besser wäre es, danach zu fragen, warum sie verloren gegangen sind – und wie man neu auf sie zugehen kann.

Ich las von einer Kirche, in deren Eingang eine Art Plakat hing, auf dem in großen Buchstaben stand: „Dringend gesucht, weil von Gott vermisst!“ Wer näher herantrat, sah in der Mitte des Plakates einen Spiegel und darin sein eigenes Gesicht. „Dringend gesucht, weil von Gott vermisst!“

Ich glaube, darum geht es. Es geht nicht um die ganz großen Programme, die wir als Kirche entwickeln müssen. Es geht nicht um eine Vielzahl von Aktionen.

Vielmehr geht es um eine Haltung. Es geht um eine Haltung von Wertschätzung. Man könnte auch sagen: es geht um die Haltung der Liebe. Sind uns die Außenstehenden, sind uns die Menschen, die so oft so gar nicht zurechtkommen mit ihrem Leben, aber den Weg zu uns nicht finden – sind sie uns so wichtig, dass das unser Handeln als Kirche prägt? Merken uns diese Menschen an, dass wir sie vermissen? Ist uns bewusst, dass Gott sie vermisst? Sind wir bereit, uns auf sie ein-

zulassen?

Der Hirte sucht das Schaf nicht im Stall. Er sucht es dort, wo es hingelaufen ist. Menschen dort aufsuchen, wo sie sind. Sie dort abholen, wo sie sich befinden – nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Dazu gehört auch zu fragen: in welchem Milieu leben diese Menschen? Welche Musik hören sie, welche Sprache sprechen sie, auf welche Art und Weise drücken sie ihre Empfindungen aus, ihre Hoffnungen ebenso wie ihre Ängste? Sie aufsuchen, wo sie sich befinden, heißt: ihre Erfahrungen ernst nehmen. Das wahrnehmen und ernstnehmen, was sie geprägt hat. Allzu oft gehen wir davon aus, dass sie sich anzupassen haben, wenn sie zu uns kommen. Das aber wäre lieblos. Es entspräche nicht dem Handeln des Hirten, von dem Jesus erzählt.

Die Haltung der Liebe. Um sie geht es. Sie hat, wenn ich es richtig sehe, eine Voraussetzung. Nämlich, dass wir selbst Liebe erfahren haben. Es müssen nicht immer die ganz großen Krisen sein, Verlorenheit gibt es in vielen Spielarten. Aber wer sich einmal verloren vorgekommen ist und dann erlebt hat, wie er aufgesucht wurde, wie nach ihm gefragt wurde, wie sich um ihn gekümmert wurde, der weiß, wie gut es tut, geliebt zu werden - und welche Wege die Liebe gehen kann.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit im Studium. Mir ging es nicht gut. Etwas beschäftigte mich sehr. Am liebsten hätte ich es jemand erzählt, aber dazu fand ich nicht den Mut. Auf einmal ging die Tür auf und ein Freund trat herein. „Du, was ist los? Ich habe gemerkt, irgendetwas ist mit dir.“ Solche Erfahrungen meine ich.

Amen.